



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Klabunkerstraße : Roman

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lehnt, die Arme auf die hohe Lehne stützt und das schöne oft mit der bekannten Elsässer Schleife statt des modischen Hutes geschmückte Haupt demüthig senkt oder weltvergessen Stirn und Augen mit den schmalen Händen bedeckt. Bei den Predigten werden diese Betsühle natürlich auch zum Sitzen benutzt, und sie sind dazu trotz des niedrigen Sitzes viel bequemer, als die steifen Holzbänke, schon deshalb, weil man sie immer so aufstellen kann, daß man das Gesicht ohne Halsverrenkungen der Kanzel zuzuwenden vermag.

Diese Kanzel des Münsters, von der einst Gailer von Rastberg und andre Meister deutscher Sprache und deutschen Geistes das Wort Gottes verkündeten, ist die einzige in Straßburg, von der heute noch, wie zu den Zeiten vor 1870, allsonntäglich französisch gepredigt wird. Die deutschen Morgenpredigten im Münster sind nicht so gut und vor allem auch nicht von einer so gewählten, um nicht zu sagen eleganten Gemeinde besucht, wie die französischen Gottesdienste gegen 11 Uhr, in denen man von ausgezeichneten Kanzelrednern ein gewähltes und reines Französisch hört.



## Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

### 1



er Karrenhund Tiras steckte den Kopf in die heiße Luft und heulte. Das kam daher, daß sein Herr den Milchkarren an das letzte Ende der Klabunkerstraße geschoben hatte und Kartoffelschalen und Abfall im Gemüsekeller kaufte. Die Leute betrogen ihn gern, deshalb dauerte es lange, bis er die Ware gründlich geprüft hatte und zögernd seinen ledernen Geldbeutel zog. Tiras mußte hier immer ewig lange warten, und deshalb winselte er. Er sehnte sich nach dem andern Ende der Klabunkerstraße, wo das kleine Eckhaus dicht bei der Paulinenterasse stand, wo ein alter Treppenvorhang, auch Weischlag genannt, Schatten spendete, und wo Madame Heinemann mit Wasser in einer Blechschale auf ihn wartete. Manchmal reichte ihm auch die kleine Fella den Trunk und gab ihm zum Nachtisch ein Stück Brot.

Der Hund heulte laut und kläglich, fletschte die Zähne und bellte einen schneeweißen Seidenpudel an, der mit trippelnden Schritten die Straße herunterkam und nun ängstlich kläffte. Einen Plebejer wie den grausheftigen Tiras fand er unangenehm und überflüssig, und er zeigte seine Verachtung aus der Ferne. Herr Schlüter aber hatte sein Geschäft beendet, hängte zwei gefüllte Eimer an seine Karre und schob diese die Straße hinauf.

Die Klabunkerstraße lag mitten in Hamburg; dort, wo es noch spitze und eng aneinander stehende Giebelhäuser gibt, wo hin und wieder das graue Wasser eines Fleetes aufblitzt, und wo nur von fernher das Läuten der elektrischen Bahnen, das dumpfe Dröhnen der Schiffe klingt. Ganz wie früher war die Klabunkerstraße allerdings nicht mehr. Hier und dort war ein altes Haus abgerissen, ein neues, häßliches aufgerichtet worden, und Herr Zfidor Mehlwurm, der auf einen Schlag sechs alte Häuser gekauft hatte, hatte auf ihrem Platz ein einziges langes und schmales Haus mit einem bedeckten Gang in der Mitte errichtet, und wo kleine Gärten hinter den Häusern gewesen waren, noch ein zweites Miethaus hingeschoben, das er Paulinenterasse nannte. Denn, hatte er gesagt, Gott der Gerechte! Ist es keine Terrasse, was da steht mitten im Land, das ein Garten ist gewesen?

Damals war Madame Heinemann nicht schlecht böse. Wenn ich man bloß einen von die Machthabers kennen tät! rief sie und schlug auf den Glaslasten

in ihrem Laden, daß die Fingerhüte und die kleinen Badepuppen darin vor Schreck in die Höhe fuhren. Kennt ich man einen von die Machthabers! Zahl ich darum meine Steuerns, daß sie mich vor mein Hintertür ein Kasten setzen mit sechsunddreißig Wohnungen ein? Wenn ich nu in mein Garten die Wäsche aufhäng, denn sweinerieren mich all die Schornsteine das ein!

Hedwig, du mußt nicht so aufgeregert sein, sagte Jungfer Rosalie Drümpelmeier. Es schadet dir und kann auch mir Unheil bringen. Denn ich habe die Nähkundschaft bei Frau Senator Herzlich, und wenn ihr Herr Gemahl auch verstorben ist, so weißt du doch, daß Frau Senator noch immer etwas zu sagen hat. Ihre Kundschaft könnte ich nicht entbehren. Sie aber liebt es nicht, wenn man etwas auf den hohen Senat sagt.

Madame Heinemann schüttelte brummend den Kopf; aber sie schwieg, und Rosalie Drümpelmeier ging aufgerichtet und mit vorsichtigen Schritten die Beischlagstreppe hinunter, um sich zu ihrer Nähkundschaft zu begeben, um in irgend einem Hinterstübchen von neun bis sieben Uhr zu sitzen, um Wäsche und Kleider zu flicken und um bei einer ihrer Mahlzeiten mit einer freundlichen Herrschaft oder mit dem Dienstmädchen über die Neuigkeiten des Lebens zu sprechen.

Madame Heinemann und Rosalie Drümpelmeier waren Schwestern, und sie wohnten zusammen, seit Herr Heinemann nach langer Krankheit gestorben war. In ihrer Jugend hatten sich die Schwestern nicht besonders vertragen, was wohl daher kam, daß die eine fein geartet war, und die andre gröber. Nachdem aber der lustige Herr Heinemann seine Frau mit einer großen Schuldenlast und einem einzigen Sohn zurückgelassen hatte, seit der Zeit hatten sich die Schwestern ineinander gefunden, und das Feine und das Grobe schliffen sich leise aneinander glatt. Madame Heinemann hatte einen kleinen Laden mit holländischen Waren, und Rosalie half ihr, so viel sie konnte.

Sie war es auch, die den sechsunddreißig Wohnungen in der Paulinenterasse eine angenehme Seite abzugewinnen wußte. Hedwig, du mußt nicht schelten, sagte sie. Hier werden Menschen wohnen, die Knöpfe und Band und Nähgarn gebrauchen, und deine Kundschaft wird größer werden.

So war es wirklich gekommen, und jetzt, wo die Paulinenterasse schon längst ihren neuen Anstrich verloren hatte, verrußt und schmutzlig ausah, wo unendliche Kinderscharen auf dem Hofe spielten, auf dem einst Bäume gestanden und Blumen geblüht hatten, jetzt dachte weder die Klabunferstraße noch Madame Heinemann daran, daß es jemals anders hätte sein können, und der Milchmann, Herr Schlüter, lenkte tagtäglich seinen Karren durch den Torweg nach der Paulinenterasse und verkaufte seine Ware an sechsunddreißig Familien und allen Anhang, der noch drum und dran war.

Heute war es heiß und staubig. Die Sonne hatte länger als eine Woche ununterbrochen geschienen, und in den hohen Häusern der Stadt brütete die dicke, unbewegliche Luft. Eine Luft, die nach Kaffee roch, gebratnen Zwiebeln und alten Fischen. Tiras, der jetzt im Schatten des Beischlags lag, schnupperte in der Luft und winselte. Dann aber wedelte er plötzlich mit dem Schwanz. Denn die kleine Zella stand vor ihm, legte ihm das Händchen auf das rauhe Fell und tröstete ihn.

Ja, mein Tiras; ich brachte Mutti längs. Und dann fiel ich, und meine Schürze wurde schmutzig. Und da weinte ich, und deshalb bin ich später gekommen.

Auf den schmalen Bäckchen des kleinen etwa vierjährigen Mädchens hing noch eine vergossene Träne. Ihre großen blauen Augen wußten aber nichts mehr von Tränen und wurden voll Sonnenschein, als Madame Heinemann ihr eine Blechschale in die Hand gab.

So, klein Deern, nu gib ihn man was, und wenn du fertig bist, komm ein und hilf mich ein büschen in den Laden.

Ihre Stimme hatte einen warmen, behaglichen Klang. Die Kleine nickte

eifrig, sah aber nur auf die rote Zunge des Hundes, die sich gierig in das kühle Wasser senkte.

Nu, klein Baronesse, magst mir noch leiden? fragte der Milchmann. Dabei strich er vorsichtig über die goldig schimmernden Haare des Kindes.

Zella war in den Anblick des Hundes versunken und bewegte nur den Kopf; dann aber hob sie doch die Augen.

Dunkel Schlüter, für zehn Pfennige Milch. Mutti holt sie bei Tante Heinemann ab. Und nächste Woche kriegst du dein Geld!

Sie sprach unbefangen, er aber wurde verlegen.

Nu ja, eilt ja nich. Ich hab dein Mutter noch kein einzimal gemahnt.

Mit einem Milchkännchen ging er ins Haus, wo ihn Madame Heinemann mit einem Porzellantöpfchen erwartete.

Sie kriegt ja nu mehr Geld! sagte sie halblaut. Meine Schwester Rosalje hat ihr ja die Stelle bei Herr Müller verschafft. Der will doch ümmer vorgelesen haben, weil er was mit die Augen hat. Und sein Köchin, for die Rosalje sticht, kann es nich ordentlich.

Bei den langweiligen Müller? fragte Herr Schlüter.

Bei eben den. Er hat in fünf Wochen drei Damens gehabt, die ihn was vorlesen sollten. Abers da is nie was nach gekommen. Er hat sie ümmer aus die Tür gesmissen. Nu meint Rosalje, Frau von Wolfenradt könnt das mal mit ihn versuchen. Weil die Herrschastens, wo sie Stunde gab, weggereist sind.

Die arme klein Frau! sagte Schlüter. Sein Gesicht war immer voller Sorgenfalten, nun zogen sich diese noch mehr zusammen, und er schüttelte bekümmert den Kopf. Die arme klein Frau. Müller is ein gräßigen Kerl!

Sie muß was verdienen, Herr Schlüter!

Nu ja, natürlich! Vorsichtig rieb er den Staub von seinem Rockchoß. Verdienen müssen wir, sonsten geht das nich.

Haben Sie mal was von Ihr Schwester gehört, Schlüter? fragte Frau Heinemann jetzt.

Er sah die Straße entlang.

Wo soll ich nich? Die arm Deern schreibt oft genug. Bloß, daß da kein Spaß bei ist. Ja, wenn ich mich das denke!

Er seufzte und sprach langsam weiter.

Zehntausend Mark hab ich mich aufgespart, und allens in gute Papierens, und allens bei kleinen mitn Milchhandel. Und da schreibt mich mein Schwager, er hat son feines Geschäft in Sicht, mitn klein netten Hof, wo ich mein Geld man mit einstecken soll, weil ich denn zehn Prozent Zinsen kriege. Und weil ich doch vons Geschäft nicht ab und nich hin kommen kann, glaub ich ihn und geb ihn das Geld. Und nu is mein Schwager tot, der Hof is nix wert, und mein Geld ist weg.

Madame Heinemann kannte Herrn Schlüters Geschichte. Aber sie hörte sie immer gern wieder. Denn auch sie kämpfte mit den Schulden ihres Mannes, und geteiltes Leid ist halbes Leid.

Ja, Schlüter, gräßig is es. Abers nich wahr, Sie haben doch ein Hippertel, und wenn der Hof verkauft wird, dann kriegen Sie Ihr Geld wieder.

Wer sollt den Hof kaufen? fragte er. Liegt mitten zwischen die Heide und is nix wert. Ich laß mein Schwester da wohnen, und sie hat ein Kuh und ein paar Hühner — das kann ich sie nich nehmen. — Zehntausend Mark! Was wollt ich ihn auch glauben!

Schlüter war übler Laune geworden. Die überkam ihn jedesmal, wenn er an seine Ersparnisse dachte, die jetzt irgendwo im Heidesande steckten, und die doch so sauer verdient worden waren.

Er weckte Tiras aus einem flüchtigen Schlummer und zog mit seinem Karren weiter.

Madame Heinemann nahm Zella bei der Hand.

Ich seh nach dein klein Schwester, und du kommst in mein Laden. Das hab ich dein Mama versprochen. Und wenn einer was kaufen will, dann sag man: Bitte gedulden Sie sich einen Momang; Madame Heinemann kommt gleich retour.

Wo ist Onkel Louis? fragte Zella, die das Mässhchen in den dumpfigen kleinen Laden steckte und dann in die Sonne sah, die so warm in die Straße schien.

Madame Heinemann seufzte. Ja, wo is er, klein Deern? Irgendwo auf'n Boot, weil er Wasser malen will, oder ein paar Schiffens, oder ein paar Menschens. Das bringt kein Geld und kostet bloß Farbe. Abersten er is ein guten Jung.

Mich soll er auch malen! rief die Kleine, aber Madame Heinemann versuchte streng zu werden.

Ku denk man nich an Unsinn, klein Deern. Stell dir hinter den Ladentisch, und wenn einer was kaufen will, dann sagst — —

Gedulden Sie sich einen Momang! fiel Zella ihr ins Wort. Madame Heinemann kommt gleich — sie zögerte.

Kommt gleich retour! setzte die gute Frau hinzu, und dann lachten sie beide.

Elisabeth von Wolfenradt las dem langweiligen Herrn Müller die Zeitung vor. Er wohnte auch in der Klambunkerstraße, aber dort, wo die Häuser etwas größer waren. Er war ein verdrießlicher Mann, ohne Freunde und ohne Anhang, und seinen Beinamen hatte er nur erhalten, weil ehemals in demselben Hause mit ihm ein andrer Herr Müller wohnte, der immer lustig und freundlich war, und der deswegen der nette Herr Müller genannt wurde. Dieser gute und lustige Namensvetter war seit einigen Jahren tot, und der langweilige Herr Müller hatte keinen Beinamen mehr nötig. Er war ihm aber doch aus alter Gewohnheit geblieben.

Elisabeth fand die Bezeichnung nicht passend. Ihr erschien Herr Müller nicht langweilig, aber sehr unliebenswürdig, und das ist noch unangenehmer.

Er war klein, hatte ein lederfarbnes, verkniffnes Gesicht, eine knarrige Stimme, und Augen, die durch blaue Brillengläser verdeckt wurden. Er sagte niemals etwas Gütiges, aber mit Vorliebe Unfreundlichkeiten. Wenn seine Vorleserin die Stimme erhob, hieß es: Schreien Sie nicht so, taub bin ich noch nicht.

Dieß sie dann die Stimme sinken, knurrte er: Glauben Sie, daß ich das Gras wachsen hören kann?

Wenn Elisabeth täglich diese Fragen ertragen und sich damit abmühen mußte, dem alten Manne, der in seiner dunkeln Sofaecke saß, und dessen Gesicht sich nie aufhellte, die Lokalnachrichten der großen Stadt vorzulesen, dann mußte sie an Madame Heinemann denken, die schon manchmal gesagt hatte: Na, mein Beste, mir soll wundern, wie lange Sie es bei den langweiligen Müller aushalten. Ich for meine Person könnt es nich. Denn wenn die Mannsleute nich ein hüschchen Gemüt haben, denn mag ich ihnen nich. Heinemann hatte Gemüt: darum denk ich noch immer an ihm, wenn er mir auch in Schulden sitzen gelassen hat.

Mit ruhiger, möglichst gleichmütiger Stimme las die junge Frau vor; aber ihre Gedanken wanderten; zuerst zu Madame Heinemann und dann in die Zeit, wo sie noch nicht gewußt hatte, daß es eine Madame Heinemann und eine Klambunkerstraße gab; wo sie und Wolf Wolfenradt sich über alle Maßen liebten und heirateten, wo ihre Mutter noch lebte, und sie nichts andres kannte, als eine geborgne, wenn auch bescheidne Häuslichkeit in einer kleinen Provinzialstadt. Wie lange war es her, daß das Leben vor ihr gelegen hatte wie ein Garten voll Blumen und Sonnenschein; dasselbe Leben, das jetzt ein fahles, hartes Gesicht zeigte und so viel Kälte, daß es sie oft fror?

Baron Wolfenradt war ein sehr eleganter Offizier gewesen, hatte aber schon vor seiner Hochzeit den Abschied genommen, weil er im Pferderennen, im Spiel Unglück gehabt hatte, und weil er, wie er behauptete, keine Lust mehr hatte zu dienen. Nun suchte er sein Glück bei Elisabeth und fand es auch. Die zwei Menschen waren im ersten Jahre ihrer Ehe so selig gewesen, daß ihnen die Sorge

nicht nahe getreten war. Wenigstens Elisabeth hatte nichts davon gespürt. Das junge Paar hatte bei der Mutter gelebt, und Elisabeth hatte in der Unerfahrenheit ihrer neunzehn Jahre geglaubt, daß es immer so bleiben werde. Das war aber nicht gegangen. Ihre Mutter lebte von der bescheidenen Pension einer Beamtenwitwe, und Wolf mußte sich nach einer Beschäftigung umsehen. Der arme Wolf, der aus altadlichem Hause stammte und nur so viel gearbeitet hatte, wie es sich für die Kenntnisse eines Reiteroffiziers schickte.

Die Wolfenradts waren ein vornehmes, aber kein reiches Geschlecht. Was Wolf an Vermögen gehabt hatte, war längst verbraucht; von seinem ältern Bruder, der als Majoratsherr auf der Wolfenburg saß, hatte er schon mehr erhalten, als er verlangen konnte. Seine Heirat mit einem bürgerlichen armen Mädchen nahm man ihm natürlich übel, und man ließ es sich deutlich merken, daß er nun allein fertig werden mußte. Wolf wollte auch allein fertig werden. Er war ein guter Offizier, ein schneidiger Reiter gewesen; er glaubte auch mit Leichtigkeit einen andern Beruf ergreifen zu können.

Aber es ging nicht. Was der Baron auch versuchte, alles schlug ihm fehl; und wie Elisabeth getreulich mit ihm von einer Stadt in die andre zog, wurde ihr Herz allmählich schwer, und ihre Sorgen wuchsen. Zwei kleine Mädchen waren bald nacheinander geboren worden; und als Elisabeth zu allem Ungemach nun auch noch ihre Mutter verlor, da empfand sie außer dem Schmerz noch eine angstvolle Einsamkeit. Zwar liebte sie ihren Mann wie zuvor, und er liebte sie; aber die grauen Wolken der Sorge verdunkelten den Sonnenschein im Hause.

Es war hier in Hamburg gewesen, daß sich Wolf für einige Zeit von seiner Familie getrennt hatte. Seine Schwester, die Stiftsdame Asta von Wolfenradt, hatte ihm vorgeschlagen, sich in der Nähe ihres Klosters auf den Postdienst vorzubereiten. Ihr Brief war nach einer Reihe von Jahren das erste Lebenszeichen gewesen, das Wolf von seiner Verwandtschaft erhalten hatte, und er freute sich nicht wenig darüber. Er war in Worten zornig auf die Wolfenradts, weil sie ihn vernachlässigt hatten; seine Frau aber wußte, daß er sich nach ihnen sehnte. Im Traum sprach er von seinem Stammschloß, von seinem Bruder, von der alten Familiengruft, in der seine Eltern ruhten.

Elisabeth redete ihrem Manne zu, dem Vorschlage der Schwester zu folgen, und er ging mit Freuden. Dicht bei dem Damenkloster Wittekind lag die kleine Stadt, wo er den Postdienst erlernen sollte, und wo er wieder versuchen wollte, sich eine Existenz zu gründen.

In den letzten Monaten war es dem Ehepaar schlecht genug ergangen; aus einer verhältnismäßig guten Wohnung waren sie in die Paulinenterrasse geflüchtet, wo die Mieten billig waren. Nirgends war Geld zu verdienen, und die Schulden wuchsen aus der Erde. Kurz vor ihrer Verlobung hatte Elisabeth ihr Examen gemacht; jetzt versuchte sie Stunden zu geben. Wolf schalt darüber; er hatte es nicht gern, wenn Frauen schufteten, wie er es nannte. Da war es denn doppelt gut, daß er wegging, denn Elisabeth mußte arbeiten. Nicht allein ihres Lebensunterhalts wegen, sondern auch um ihre Gedanken zu betäuben.

Was sollte aus ihnen werden? Und um Weihnachten mußte die Wiege wieder in Bereitschaft gestellt werden, aus der die kleine Frimgard kaum herausgekrabbelte war. Elisabeth drängte ihren Mann zu gehn und womöglich mit den Geschwistern seinen Frieden zu machen. Er tat es; und nun war er drei Monate weg und schrieb sehr selten. Hier und dort eine Karte, einen Gruß, aber niemals ausführlich — das war so seine Art; er hatte immer ungern Briefe geschrieben, aber es war eine häßliche Angewohnheit.

Wenn Elisabeth in der Nacht nicht schlafen konnte, dann sah sie Wolf vor sich und sein geliebtes sorgloses Gesicht. Er haßte Sorgen, Nachdenken und alles Schwere im Leben. Deshalb mußte sie sich freuen, daß er wo anders war und sich bemühte, eine hoffentlich nicht zu schwere Stellung zu erringen.

Während Elisabeth las, stieg die Sonne höher. Voll hatte sie auf der Klabunkerstraße und ihren spitzgiebligen Häusern, den Weischlägen und dem hellen Steinpflaster gelegen; nun kam sie auf die Seite von Herrn Müllers Wohnung und sah seitwärts in seine Fenster. Dabei streifte sie Elisabeths Wangen und ihr aschblondes reiches Haar, flimmerte über ihre Stirn und glitt, wie lieblosend, an ihrem schlanken Nacken herunter.

Die junge Frau war keine auffallende Schönheit, aber ihr schmales, feingeschnittnes Gesicht war von großer Lieblichkeit, und ihre grauen, dunkelbewimperten Augen blickten tief und träumerisch.

Es war Herrn Wolf von Wolfenradt nicht zu verdenken gewesen, daß er eine große Liebe zu seiner Frau empfunden und nicht daran gedacht hatte, nach ihrem Vermögen zu fragen.

Jetzt glitt ein Sonnenstrahl über die Zeitung, aus der Elisabeth noch immer vorlas, und sie mußte vom Fenster abrücken. Während ihre Gedanken zu Wolf gingen, zu ihren Kindern, auf die Frau Heinemann acht gab, zu ihren Sorgen, die ihr niemand abnahm, las sie von den Ereignissen des Großstadtlebens, von Totschlag und Diebstählen und dazu die Fortsetzung einer Verbrechergeschichte unter dem Strich.

Draußen rief der Eisverkäufer, einige Kinder jubelten, und vom Hafen her klang der tiefe Ruf eines Riesendampfers. Zwischen zwei spitzen Giebelhäusern der Klabunkerstraße konnte man gelegentlich die Masten eines Schiffs sehen, und als Elisabeth jetzt die Augen hob, sah sie eine Rauchwolke, die kerzengerade in die stille Luft stieg. Sie kam von dem Dampfer, der in den Hafen einlief, und auf den schon Hunderte von Menschen warteten, um ihn zu entladen und dann wieder zu befrachten. Und das Riesenschiff war nur eins von den vielen, die stromauf, stromab gingen, die Leben und Bewegung, Arbeit und Glück mit sich brachten. Denn die Arbeit ist das Glück der Tausende, die dort unten an dem grauen Wasser stehn und es erwarten.

Warum schweigen Sie? fragte Herr Müller aus seiner Sofaecke heraus. Elisabeth schrak zusammen. Nun hatten die Gedanken ihre Lippen bezwungen, und sie war still geworden. Sie flüsterte eine Entschuldigung und las eifrig weiter. Von dem Mörder, der entflohen war, und den die Polizei nicht finden konnte. Von den Schätzen, die er gestohlen und so gut versteckt hatte, daß sie noch heutzutage gesucht wurden.

Der Regulator über dem Sofa tat zwölf Schläge; vom Hafen blies und tutete es, und Elisabeth machte eine kleine Bewegung.

Lesen Sie weiter! befahl Herr Müller. Der Mörder muß entdeckt werden, und er muß hängen.

Morgen kommt die Fortsetzung, erwiderte die junge Frau zögernd. Außerdem —

Hat es zwölf geschlagen? Der alte Mann seufzte ungeduldig. Und sie haben den Mörder nicht einmal. Aber so ist es immer in der Welt: die Verbrecher gehn leer aus! Die Verbrecher! Er wiederholte das Wort und ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen. Heutzutage muß man Verbrecher sein. Dann gehts einem gut!

Elisabeth kannte sein Schelten. Sie saß regungslos da, horchte auf das Ticken der Uhr und sehnte sich nach Jella und Frmgard. Und dennoch wagte sie nicht aufzustehn, ehe Herr Müller sie entließ. Er war immer so enttäuscht, wenn der Verbrecher nicht gleich seine Strafe erhielt.

Auch heute schalt er noch eine Weile; dann schob er ihr brummend zwei Zweimarkstücke hin, und sie mußte eine Quittung unterschreiben, daß sie das Geld richtig erhalten habe. Diese Förmlichkeit wiederholte sich jeden Tag, und Elisabeth nahm keinen Anstoß mehr daran. Seitdem sie täglich vier Mark von Herrn Müller er-

hielt, hatte sie die rückständige Miete bezahlt, und Jella und Irmgard konnten so viel Milch trinken, wie sie wollten.

Morgen wird der Mörder gefangen! sagte sie tröstend zu Herrn Müller, als sie sich von ihm verabschiedete.

Er schüttelte finster den Kopf.

Das glaube ich nicht; darauf muß ich noch länger warten. Aber es ist auch einerlei, und es geht Sie nichts an.

Nach diesem freundlichen Wort ging Elisabeth von dannen, und sie lächelte vor sich hin. Der arme Herr Müller. Nun saß er stundenlang in seinem Sofa und dachte an den Mörder und war unzufrieden. Und dennoch wollte er immer nur Erzählungen von schlechten Menschen hören.

Heiß schlug ihr die Sonnenglut entgegen, während sie aus Herrn Müllers Haustür trat; aber sie beeilte sich nicht, in den Schatten der andern Seite zu kommen. Ihre Gedanken waren wieder zu ihren eignen Angelegenheiten zurückgekehrt.

Morgen kann ich Herrn Schlüter zehn Mark bezahlen, dachte sie. Dann schulde ich ihm noch dreißig. Und dem Brotträger —

Sie wollen sich doch keinen Sonnenstich holen, Frau Wolfenradt? fragte eine heitere Stimme hinter ihr. Sie gehörte Alois, dem Sohne Frau Heinemanns, den seine Mutter und auch die Klabunkerstraße Louis nannten, obgleich sich der alte Heinemann sehr viel auf den Namen Alois, der ja schön selten in Hamburg war, eingebildet hatte. Aber den alten Heinemann deckte die kühle Erde, und wenn Frau Hedwig ihren Sohn auch über alle Maßen liebte, so ärgerte sie sich doch über ihn und beschuldigte gelegentlich seinen sonderbaren Namen, daß er ihn selbst auch sonderbar gemacht hätte. Denn er war kein Stubenmaler geworden, wie sie es sich immer gewünscht hatte, sondern einer, der Bilder für die Wand malen wollte. Wer aber kaufte Bilder, die ihr Sohn Louis malte?

Elisabeth sah lächelnd in das Gesicht des jungen Mannes.

Die Hitze tut mir nicht viel, aber ich rechnete.

Rechnen! Alois lachte. Sind Sie schon so wie meine Mutter, die immer schilt, daß ich kein Geld verdiene? Und ich male doch schon Tassen und Teller — nur ihr zu Gefallen!

Bei diesen Worten seufzte er ein klein wenig; und da die beiden jungen Leute nun doch in den Schatten der andern Straßenseite hinübergewandert waren, setzte er sich auf die Bank vor der mütterlichen Haustür und nahm den Hut vom Kopfe.

Der Maler war schlank gewachsen, hatte ein rundes, sorgloses Gesicht und tiefstehende Augen von unbestimmter Farbe. Diese Augen waren das Beste an ihm. Manchmal konnten sie sich fast schließen, und niemand achtete auf sie. Dann aber öffneten sie sich weit und sahen mit einem besonders scharfen und beobachtenden Ausdruck in die Ferne.

In diesem Augenblicke sah Alois aufmerksam in den sonnendurchglühten Himmel und auf die dunkeln Giebel, die ihre verwitterten Häupter trotzig erhoben. Dann wandte er sich Elisabeth zu.

Rechnen muß man nicht, wiederholte er. Es ist ein mühsames Geschäft und verdirbt den Charakter.

Bei diesen Worten zog er ein Zwanzigmarkstück aus der Tasche und ließ es in der Sonne blitzen.

Bierzig Mark für Ansichtspostkarten erhalten! berichtete er. Denken Sie sich, Frau Elisabeth, der Geldbrieft Träger war bei mir. Gott sei Dank, daß Mutter ihn nicht gesehen hat und Tante Rosalie auch nicht. Sonst hätte ich heute keine ruhige Stunde und müßte zur Sparkasse gehn!

Was wollen Sie denn mit dem Gelde machen? fragte sie lächelnd.

Er verzog das Gesicht. Ach, Frau Elisabeth, Sie sind neugierig wie Mutter

und Tante Rosalie. Aber ich will es Ihnen doch erzählen. Zwanzig Mark habe ich Fritz Feddersen geliehen; Sie wissen, einer aus unsrer Klasse, der auch gern Kunstmaler werden wollte. Aber seine Mutter will es durchaus nicht zulassen, und er masert jetzt Haustüren und verübt ähnlichen Unfug. Er ist auf den Einfall gekommen, ich sollte einmal Ansichtspostkarten und dergleichen zu malen versuchen, und hat mir auch die Adresse von einem netten Mann in Berlin gegeben. Von dem kriegte ich also heute vierzig Mark geschickt. Für sechs Postkartenentwürfe!

Fritz Feddersen wird Ihnen die zwanzig Mark wohl nicht wiedergeben.

Das würde ich auch nicht tun, Frau Elisabeth; er hat doch die Idee gehabt.

Und die andern zwanzig Mark?

Elisabeth fragte es unwillkürlich, und Alois steß das Goldstück in der Sonne funkeln.

Ich wollte morgen auf die Heide fahren. Dort hinten an der Elbe, wo sich die großen roten Hügel aus dem Wasser heben, und wo die Tannen so merkwürdig grau-grün sind.

Das kostet doch nicht zwanzig Mark, Herr Alois.

Seine Augen waren weit geöffnet gewesen, und er hatte wie atemlos gesprochen; nun schloß er sie und lachte gleichmütig.

Sie sind eine Gouvernante, Frau Wolfenradt, beinahe so schlimm wie Mutter und Tante Rosalie.

Sie sollen noch ein guter Maler werden, Herr Heinemann, erwiderte sie einfach. Aber das wird man nicht, wenn man sein Geld auf die Straße wirft.

Mit diesen Worten wandte sie sich ab und ging in den Heinemannschen Garten.

Es war nur ein Grasplatz mit einem alten halb abgestorbenen Apfelbaum darin, und rund herum erhoben sich alte Holzplanen und schmutzige Mauern; aber Zella saß unter dem Apfelbaum, hielt ihr Püppchen im Arm und schlief eben so süß, als wenn sie auf dem Sammetrasen eines fürstlichen Besitzes gesessen hätte. Neben ihr, auf einer Decke, hockte Frmgard. Sie schlief nicht, denn sie hatte den ganzen Vormittag verschlafen. Sie lag auf beide Arme gestützt und sah unbestimmt einem Sonnenkäferchen zu, das auf einen magern Grassalm klettern wollte und immer wieder herunterfiel.

Der kleine Käfer hatte im Stadtgarten seine schöne rote Farbe verloren und fast graue Flügeldecken bekommen, aber Frmgards Augen betrachteten ihn mit Entzücken.

Als die Mutter näher zu ihr trat, hob sie warnend den Finger. Nicht totteten, nicht totteten! küßte sie.

Sie war erst zweieinhalb Jahre alt und im Sprechen noch nicht ganz entwickelt, dafür aber redeten ihr ganzes ausdrucksvolles Gesichtchen, ihre plustringen Haare, ihre kleinen dicken Hände.

Elisabeth kniete neben sie und drückte sie mit einem schmerzlichen Wonnegefühl an sich. Wenn sie ihre Kinder zwei Stunden lang nicht gesehen hatte, war es ihr, als wenn sie eine Ewigkeit von ihnen fern gewesen wäre.

Bist du süß gewesen, Gardie?

Ich immer süß! versicherte die Kleine, nahm eine Handvoll Sand und warf sie Zella ins Gesicht, sodaß diese aus ihrem Schlummer aufsprang. Ehe sich Elisabeth versah, schlug sie auf die jüngere Schwester los. Beide schrien laut, rissen sich an den Haaren, versöhnten sich ebenso schnell und küßten sich. Dann hängten sie sich beide an die Mutter.

Wir sind süß, Mutter, sehr süß, und ich hab im Laden bedient!

Ja, sie hat Talent, versicherte Madame Heinemann, die, den Kochlöffel in der Hand, in den Garten trat. Frau Wolfenradt, wenn Sie bei uns in die Nähe wohnen bleiben, dann nehm ich Zella in mein Geschäft.

Sie wandte sich um und sah Alois in der Hausflur stehn.

Haft Tellers zum Malen geholt, Louis?

Heute hatte Herr Hirsch nichts für mich zu tun, erwiderte er lächelnd. Bemalte Porzellane werden nicht immer verlangt.

Und da lachst noch über? Frau Heinemann seufzte schwer. Jung, Jung, was wollst auch Kunstmaler werden? Da is kein Verdienst bei.

Ich verdiene schon noch etwas, versicherte er tröstend; aber seine Mutter schüttelte den Kopf.

Das sagst du; aber da kommt doch nix nach. Geld hast du nie, und dein Mutter kann auch nich mehr als arbeiten und hinter den Ladentisch stehn. Und was Diebes und all die großen Geschäftens sind, die nehmen einem die Kundschaft.

Nächste Woche soll ich zwölf Teller malen, erwiderte Alois. Er hatte kaum auf seine Mutter gehört, sondern den Apfelbaum betrachtet und die Kinder darunter, den hellen warmen Himmel und die Lichter auf der schmutzigen Holzplanke.

Sie sah ihn halb ernst halb getröstet an.

Nu komm man ein in die Küche und is Mittagbrot. Frau Wolfenradt, darf ich Ihnen auch einladen?

Aber Elisabeth dankte freundlich, und bald klonn sie mit ihren Kindern die steilen Treppen der Paulinenterrasse hinauf.

Madame Heinemann lud sie immer zu ihren Mahlzeiten ein, aber Elisabeth nahm die Einladungen selten an. Madame Heinemann brachte sich und ihren Malerjungen, wie sie Alois nannte, nur mühsam durch, und Elisabeth würde sich geschämt haben, mit an dem mager gedeckten Tisch zu sitzen. Aber schon die Freundschaft der guten Frau und ihrer Schwester war ihr von Wert. Natürlich hatte Zella die Bekanntschaft vermittelt. Kurz nach der Abreise des Vaters war sie mit einer Badepuppe nach Hause gekommen, die Madame Heinemann ihr geschenkt hatte, und dann hatte Alois Heinemann sie eines Tags verirrt und jammernnd außerhalb der Klambunkerstraße gefunden und zu ihrer Mutter gebracht. Jetzt war es, als kannte Elisabeth das kleine spitzgieblige Haus und seine Einwohner seit Jahren; ebenso, wie sie sich nicht denken konnte, ohne die Bekanntschaft des alten Herrn Schlüter gelebt zu haben, der ihr schon seit Wochen die Milch gestundet hatte und ihr sogar einmal verschämt drei Mark hatte leihen wollen, weil er dem zornigen Wirt auf der Treppe begegnet war und wußte, daß dieser Elisabeth um die fällige Miete gemahnt hatte.

Frau von Wolfenradt hatte sein Anerbieten mit Dank zurückgewiesen; lieber hatte sie ein gutes schwarzseidnes Kleid versezt. Aber sie hatte die Güte des alten Mannes nicht vergessen, und auch nicht, daß alle diese schlichten Leute mit ihrer Hilfsbereitschaft erst hervorgetreten waren, als ihr Mann abgereist war, als ob sie wußten, daß Elisabeth Freundschaft und Hilfe nötig hätte. Dabei waren sie taktvoll und fragten nicht nach Wolf, und ob er von sich hören ließe. Sie kannten es, daß die Männer davongingen, um Arbeit zu suchen, und vielleicht lange nichts von sich hören ließen — bis das Glück kam, und sie Gutes zu melden hatten. Aber das konnte lange dauern.

Elisabeth stand vor ihrem kleinen Petroleumkocher und bereitete eine Milchsuppe für sich und die Kinder. Ihre Gedanken aber wanderten zu Wolf, und plötzlich stieg eine Erinnerung in ihr auf: daß er ihr einmal von einem Gut erzählt hatte, das ihm zufallen würde, wenn er seinem Bruder eine Summe auszahlen könnte. Eine bestimmte Summe. Elisabeth sah sich in ihrem ärmlichen, heißen Zimmerchen um und mußte schmerzlich lächeln. Dann horchte sie auf die Stimmen der kleinen Mädchen und auf das leise Brodeln der Suppe.

Sie nahm von ihrem Nähtisch Wolfs Bild und stellte es so, daß sie es sehen konnte, während Zella den Blick von ihrem Spielzeug hob und ihre Bewegung verfolgte.

Papa ist hübsch, sagte sie stolz und stellte sich neben die Mutter.

Es war auch ein hübsches Bild, das von einem vornehmen Rahmen eingefast

wurde; dieser stattliche Mann mit dem vornehmen, schmal geschnittenen Gesicht und den siegesgewiß leuchtenden Augen. So hatte Wolf Wolfenradt vor fünf Jahren ausgesehen, so sah er noch jetzt aus, wenn er freundlich war, und die Sorgen ihn nicht quälten. In der letzten Zeit war er finster und mißvergünstigt gewesen, und Elisabeth freute sich, als er sich so schnell zum Weggehn entschlossen hatte. Aber sie hatte gehofft, er würde öfter und ausführlicher schreiben.

Die Suppe brodelte stärker, und Elisabeth sah halb gedankenlos, daß Zella nach dem Bilde griff.

Setze Papas Bild auf seinen Platz, sagte sie.

Zella wollte gehorchen, aber mit dem Bild in der Hand stolperte sie, und es fiel mit lautem Krach auf den Fußboden. Die Splitter flogen, und Elisabeth schrie auf; auch die Kleine brach in bittere Tränen aus, und die kleine Wohnung in der Paulinenterasse wurde plötzlich der Schauplatz großen Kummers, während nur die Milchsuppe fröhlich wurde, überkochte und das Zimmerchen mit Dampf und Gestank erfüllte.

Als Herr Schlüter spät am Nachmittag an die Thür klopfte, um noch einmal frische Milch für die Kinder zu bringen, öffnete ihm Elisabeth mit verweinten Augen.

Is ein von die klein Dingers krank? fragte er besorgt.

Das Glas vom Bilde meines Mannes ist zerbrochen, entgegnete die junge Frau traurig.

Sein besorgtes Gesicht hellte sich auf. Glück und Glas geht leicht kaput, Frau Baronin, sagte er tröstend. Besonders das Glas, und da kann man neues kaufen. Mit das Glück geht es nich so leicht; das kann man mitn Portmonnä h nich wieder kriegen.

Sein Gesicht hatte einen ernsthaften Ausdruck angenommen. Elisabeth schämte sich einen Augenblick, ihm ihren kleinen Unfall erzählt zu haben. Er hatte andres zu tragen, sie mußte es wohl. Sein Lieblingssohn war ihm gestorben, eine Tochter war kürzlich Witwe geworden und saß mit vier unversorgten Kindern da, und Herr Schlüter selbst hatte seine Ersparnisse verloren.

Sie ließ sich schweigend die Milch in ein Töpfchen schütten, und Zella, die schon wieder heiter geworden war, stellte sich zutraulich neben den alten Mann.

Ich habe Papas Bild kaput gemacht, aber ich kaufe ein neues, wenn ich groß bin, Onkel Schlüter.

Das tu man, klein Deern!

Onkel Schlüter, was macht Tiras jetzt?

Er sitzt vor seiner Hütte und denkt an was.

Nachmittags braucht er nicht zu arbeiten?

Das weißt doch, klein Deern. Einmal muß er Ruh haben.

Elisabeth begleitete den alten Mann auf den dunkeln Korridor.

Hier sind wieder zehn Mark, Herr Schlüter, sagte sie etwas verlegen. Nachgerade kann ich meine Schulden bezahlen.

Er schien die ausgestreckte Hand nicht zu sehen.

Mich deucht, Frau Baronin, die klein Zella müßt noch ein paar Stiefeln haben, sagte er zögernd. Er war der Einzige, der Elisabeth noch manchmal Frau Baronin nannte und nicht vergessen hatte, daß früher eine Karte mit dem Namen Wolf Freiherr von Wolfenradt an der Zimmertür geklebt hatte.

Zellas Stiefel sind noch ganz gut, Herr Schlüter. Elisabeths Stimme wurde unsicher. Bitte, nehmen Sie.

Vom Treppenhaus her fiel das Tageslicht in Schlüters bekümmertes altes Gesicht. Nehmen Sie es nich for ungut, Frau Baronin, sagte er; ich mein ja man bloß. Ich weiß ja doch auch, daß allens Geld kostet, und daß es nich leicht is, durch der Welt zu kommen. Zögernd griff er nach dem Häufchen Silbergeld, das Elisabeth ihm noch immer hinhielt.

Wenn ich man bloß mein zehntausend Mark noch hätt, Frau Baronin. Wasn

Geld, nicht? Und das muß mich der alt Fuchsius, was mein Schwager war, abschneiden, daß ich es mit in den Hof steck. Nu is er tot, hat beinahe bankrott gemacht, und was mein Schwester is, die kann die Zinsens nicht bezahlen. Und 'i Sohn hat sie, der sie noch jeden Groschen wegnimmt. Was'n Welt, Frau Baronin. Abersten ich hab ja noch mein Auskommen, und ich dräng Ihnen nich.

Das weiß ich, Herr Schlüter! Geduldig hatte Elisabeth dem alten Manne zugehört. Jeden Tag fast erzählte er seine Geschichte, aber sie wußte, daß es ihm gut tat, sich auszusprechen. — Sie haben mich nicht gemahnt, aber ich möchte meine Schulden bezahlen. Bei Herrn Müller verdiene ich ganz viel Geld.

Bei den langweiligen Herrn Müller. Schlüter steckte bedächtig das Geld ein. Das is schwer verdient, Frau Baronin, bei son alten Kerl. Sagt nie und nimmer ein freundlich Wort; ich kenn ihn. Früher hab ich ihn die Milch gebracht; mit einmal hat er gesagt, sie wär nich gut. Was mich noch nie ein Mensch gesagt hat. Nu sind wir auseinander.

Weshalb nennen Sie ihn eigentlich alle den langweiligen Müller? fragte Elisabeth.

Warum? Schlüter nahm seine verschlossene Milchkanne aus der einen Hand in die andre. Ich weiß nich, Frau Baronin. Wir nennen ihn alle lange so. Wie er aus Schina wiederkam und ganz anders war als sonst. Früher war er ein netten Kerl, fuhr auf See, und wenn er hier einfuckte, war er vernünftig. Aber's wie er aus Schina wiederkam, war er langweilig geworden, und sie nannten ihn so. Abersten ich muß weiter, und auch vielen Dank, Frau Baronin. Und nu hab ich Geld sorn furchbar lange Zeit gekriegt.

Flink lief der alte Mann die Treppen hinunter, Elisabeth horchte auf seine verhallenden Schritte und das Klirren seiner Milchkannen. Nun ging er noch bis acht Uhr Abends von Haus zu Haus und stieg eine Treppe nach der andern. Morgen früh um fünf stand er schon mit seinem Tivas am Hafen und nahm die Milch in Empfang, die von den Elbinseln kam. Und in seinem kleinen Milchkeller, wo er mit seiner gichtischen Frau wohnte, blitzte und blinkte alles vor Sauberkeit. Wenn er nicht Milch austrug, scheuerte er. Und dabei hatte er keine Aussicht, dieses Leben aufgeben zu können; seine Ersparnisse waren verloren gegangen.

Die Sonne stand noch immer am Himmel, und im Hause brütete die Hitze. Auf den Treppen saßen die spielenden Kinder, aus den Wohnungen kam Essens- und Petroleumgeruch. Von Zeit zu Zeit erklang auch wohl die zankende Stimme einer Frau und die grobe eines Mannes. Die Ehepaare hier in der Paulinenterasse lebten nicht alle im Frieden. Manche stritten sich, sobald sie sich sahen, und neulich war eine Frau ihrem Manne weggelaufen. Elisabeth wußte die Geschichte von Madame Heinemann, die regen Anteil an allen Ereignissen der Klabunkerstraße und der Paulinenterasse nahm. Früher hatte Elisabeth nichts von solchen Dingen geahnt.

Sie trat in ihr eignes Zimmerchen zurück. Hier saßen ihre zwei kleinen Mädchen friedfertig auf dem Fußboden, und Zella redete laut und eifrig auf Jrmgard ein: Gefällt Ihnen diese Mütze nicht, Fräulein? Sie steht Ihnen sonst so gut. Vielleicht auch noch eine Schürze gefällig, Fräulein? Ich habe sie ganz großartig. Heute nicht mehr, Fräulein? Adje, Fräulein, beehren Sie mich bald wieder! —

Wir spielen Madame Heinemann und ein Dienstmädchen! sagte sie, sich zu der eintretenden Mutter wendend. Mutti, Tante Heinemann sagt, ich habe Tilent. Darf ich nicht Ladenmädchen werden?

Elisabeth nahm ihr Kind in die Arme.

Nun wollen wir zu Bette gehn, mein Herzchen, und morgen weiter spielen. Sie warf einen hilfeschuchenden Blick auf die Photographie ihres Mannes, dessen Augen, des schützenden Glases beraubt, einen noch sorglosern Ausdruck hatten. Wann kam er, ihr zu helfen?

Draußen verschwand endlich die Sonne hinter den hohen Häusern; die staubige Alabunterstraße bekam einen roßigen Schein, und um ihre dunkeln Giebel legte sich sanfte Dämmerung.

(Fortsetzung folgt)



## Grunow und seine Grünen



Als die Grenzboten 1891 ihr fünfzigstes Jahr vollendet hatten, schrieb ihr jetziger Herausgeber ein Erinnerungsheft, worin er ihren Lebensgang historisch erzählte, und am Ende ihres sechzigsten Jahres gab er wiederum in einem besonders ausgestatteten Heft von dem Ablauf dieses weitem neuen Abschnitts Kunde. Den für uns alle so wichtigen Gedentag, wo er selbst seit fünfundzwanzig Jahren an unsrer Spitze steht, hat er bloß in kurzen Worten am Schlusse des verflossenen Jahrgangs seinen Lesern angezeigt, so schlicht und so warm, wie nur er zu schreiben versteht. Seinen Lesern und auch seinen Mitarbeitern, für diese selbst überraschend, ein stilles Jubiläum, sanglos und klanglos, das wir alle nichts ahnend nun also leider verschlafen haben. Er hat es ja so gewollt, denn er hat nicht Wohlgefallen am Opfer, aber er muß es sich schon gefallen lassen, daß nun noch der erste beste aus dem Freundeskreise den angeschlagenen Ton aufnimmt und die angefangne Melodie, an der noch wesentliche Takte fehlen, zu Ende zu spielen versucht.

Die Grenzboten sind das einzige größere Blatt, das von ein und demselben Manne redigiert, herausgegeben und — mit allen finanziellen und moralischen Voraussetzungen und Folgerungen — verlegt wird. Sie sind auch darin einzig, daß ihr Mitarbeiterstamm nicht aus berufsmäßigen Journalisten besteht, sondern aus Männern, die in irgend einer andern Lebensarbeit stehen und meist deren größten Teil schon getan haben: ältern Männern, die aus dem bestimmten Abschnitt ihrer Kenntnisse und Erfahrungen heraus den Blick frisch und vertrauensvoll in die Zukunft und auf das Leben gerichtet halten, an dessen Weiterentwicklung sie mitwirken möchten. Sie haben ein starkes Gefühl für alles Große in der Vergangenheit, von der sie einen Teil mit Bewußtsein selbst miterlebt haben, darum sehen sie den Seitensprüngen der Übermodernen gelassen zu. Die haben ja ihre eignen Sprechsäle, und wenn darin die Grenzboten oftmal „Schulmeister“ heißen, so ist das für diese ein Ehrentitel. Aber was gut und gesund ist in der modernen Bewegung, in Sitte, Literatur und Kunst, das haben sich die Grenzboten immer redlich bemüht zu verstehen und anzuerkennen, und dann und darum wird ihnen auch der Lohn, daß ihre Stimme etwas gilt, weil sie nicht leichten Kaufs zu haben ist. Die grünen Blätter sind ferner niemals eine Revue gewesen, die über alle wichtigen Tagesereignisse oder Erscheinungen der Literatur lückenlos berichten wollte, und noch weniger eine Rezensionsanstalt. Die Bücherbesprechungen sind in den letzten Jahren sogar sehr eingeschränkt worden, weil der heutigen Massenproduktion mit summarischen Übersichten zu folgen zwecklos wäre, dafür gibt es genug andre Organe, und weil die Abschachtung schlechter Bücher weder unsern Lesern Belehrung oder Unterhaltung, noch uns selbst Genugtuung gewähren könnte; nur wo sich das Nichtsnutzige allzu anmaßend in den Vordergrund drängt oder wo es mit seinem Gestank die Luft verpesten will, haben Nichtheil und Besen zum allgemeinen Besten ihre Arbeit zu tun. Bücherbesprechungen, die nutzen sollen, kosten mehr Zeit, als die Berufsjournalisten zu haben pflegen. Die Grenzboten nehmen sie sich, wenn ihnen ein Buch der Mühe wert scheint, oder wenn zufällig einen von ihnen eines besonders interessiert. Diese Methode, bei der vieles, was es vielleicht ebensosehr verdiente, nicht berücksichtigt wird, hat sich bewährt, denn manchmal schicken uns